

Augen auf – Regie sehen

Unter diesem Titel veranstaltete der ZSV als Begleitprogramm zu den Theatertagen einen Kurs, der sich an Regisseurinnen und Regisseure richtete, die durch Zusehen, Mitererleben, Beobachten und Analysieren ihre Regiefähigkeiten verbessern wollten. Die Hauptaufgabe des Regisseurs ist das Sehen oder Zusehen – ganz offensichtlich, im Probelokal, vor oder hinterm Pult sitzt Er, die Zentralfigur, deren Sichtweise das Geschehen prägt. Augenscheinlich steht die Qualität einer Aufführung in enger Verbindung mit der ›Vision‹ des Regisseurs. Auf unterschiedlichste Weise bewirkt und prägt der Regisseur das Entstehen einer Realität, deren Realitätsgrad durch nichts anderes mehr bestimmt ist als durch den Realitätssinn der Beteiligten: Es ist das innere Prozessieren selbst, das festlegt, was daran ›Realität‹ ist und was nicht.

Unter der Leitung von Richard Wehrli, Ennenda, lernten 11 Regie-Fachleute, anhand von geschickt ausgewählten Inszenierungen der Theatertage, Regie zu beobachten, zu hinterfragen und im besten Sinne des Wortes zu be-**gut**-achten. Regie sehen hat zum Ziel, das eigene Auge zu schärfen und anhand von fremden Regiearbeiten die eigene Inszenierungstätigkeit zu überprüfen und zu verbessern.

Regie führen heisst immer, Entscheidungen treffen. Wir richteten denn unser Augenmerk vor allem auf die Regieentscheidungen, und zwar immer danach, wie hilfreich/unterstützend ein Entscheid war, wie einleuchtend und sinnvoll. Wir versuchten anhand von vorgegebenen Kriterien Inszenierungen auf den Grund zu gehen. Oftmals war uns eine Begegnung mit dem Regisseur oder dem Autor des Stückes sehr hilfreich.

Hardy Wehrli schöpfte aus seinem reichen Erfahrungsschatz, der vor allem aus langjähriger intensiver Arbeit basiert. Behutsam gab er Denkanstösse für weitere Arbeiten: Stimmen Auftakt und Schluss? Stimmt die Zeichnung, evt. Polarisierung der Figuren? Wie kann die Spannung sicht- und spürbar werden? Werden die Brüche die kurzen Szenen innewohnen, für die Fortführung des Spiels richtig genutzt? Wie sind die Uebergänge? Kommen Worte, Gesten, Körpersprache richtig an? Etc.

Was nehmen wir mit nach Hause?

- Wichtig ist ein klares Regiekonzept, bevor mit den Proben begonnen wird. Warum soll man gerade dieses Stück spielen?
- Dramaturgischer Aufbau genau beachten! Hat das Stück Längen? Durchhänger? Weniger ist oft mehr.
- Rollen stimmig zeichnen, verwurzeln, mit Lebensgeschichten versehen, Beziehungen ausleuchten. Dadurch werden Figuren zu Charakteren, sie sind gefüllt (emotional, gedanklich, partnerbezogen etc.) und nicht oberflächlich.

Sehr sympathisch und dem Gruppenzusammenhalt förderlich war die einfühlsame Begleitung durch Anita Stambach-Bindt. Ein Dankeschön an alle Verantwortlichen.

Beat Unternährer

Sünnelibliuus – Chlöisu Friedli

Das Leben eines Menschen in einem Theater abzubilden ist in der Regel ein äusserst schwieriges Unterfangen. Es gibt einige sehr gelungene Beispiele, leider aber noch viel mehr gescheiterte. Erstens lässt sich normalerweise ein Leben nicht auf zwei Stunden reduzieren, zweitens sind häufig die entscheidenden Momente im Leben eines Menschen nicht unbedingt die theatralisch interessantesten. Zudem hat man bei Biografien meist die dramaturgische Schwierigkeit, dass man mit einer Aneinanderreihung von Episoden endet, welche zwar nett sein mag, aber den grossen Bogen vermissen lässt. All diese Fallen hat das Theater Ittigen geschickt umschiff und wer die Produktion an den Theatertagen gesehen hat, wurde Zeuge eines Theaterereignisses.

Als roter Faden diente die letzte Aufnahmesession der Berner Blueslegende Chlöisu Friedli, der sich 1981 im Alter von nur 32 Jahren während des Aufenthalts in einer psychiatrischen Klinik das Leben nahm.

Der Blues als musikalische Form ist die strenge Wiederholung von Elementen in einer bestimmten Form und die Möglichkeit der Improvisation innerhalb dieses Rasters. Wie es scheint, lief auch Chlöisu Friedlis Leben in Form eines Blues ab. Gewisse Elemente wie die Alkoholabstürze und depressiven Phasen wiederholten sich ständig und dazwischen spielte er virtuos auf dem Lebensklavier seine Melodien und liess sich durch Konventionen und Sachzwänge nicht aufhalten.

Die Stückvorlage ist eines, deren Umsetzung etwas anderes. Die Inszenierung lebte vom Spiel, oder vielmehr der Verinnerlichung der Figur durch Dänu Brüggemann. Der Autor hatte sich die Rolle des Bluesmusikers und Poeten nämlich gleich auf den Leib geschrieben, [bzw. es](#) wurde rasch einmal klar, dass nur er, der selber ein begabter Musiker und Darsteller ist, diese Rolle würde spielen können. Wieviel seiner eigenen Lebensgeschichte in dieser Inszenierung verpackt ist, sei dahin gestellt. Seine Performance war schlicht grossartig. Da störte es denn auch nicht, wenn einige Rollen im Umfeld eher hölzern umgesetzt waren. Doch es gab auch hier Brillanten zu entdecken.

Genau deshalb komme ich auch auf den Ausdruck Theaterereignis. Das Stück wird wohl nur noch als Lesestoff zu verwenden sein, da schlicht kein zweiter Hauptdarsteller zu finden sein wird, der die gleichen Voraussetzungen mitbringt, wie Dänu Brüggemann. Rhythmus, Spannungsbögen wurden durch die Regie geschickt geführt und auch die Beleuchtung und die technischen Umbauten für die zahlreichen Spielorte verliefen aus einem Guss, ohne den Fluss zu stören. Im Gegenteil: wohl noch kaum einmal wurde ich – und ich bin überzeugt das ganze Publikum – für die Pause durch eine gespielte Panne derart gekonnt an der Nase herumgeführt.

Wie sagte es doch der Tontechniker im Stück: «Dr erscht Take muesch näh!» Dem kann ich nur beipflichten: Nichts dran schrauben und Freude dran haben, dass man Teil eines Ereignisses war.

Widerstand, Uraufführung an den Theatertagen

«Widerstand» spielt in nicht all zu ferner Zukunft und zeigt uns, was die Menschen dort tun: Sie versuchen, die Zukunft zu ergründen. Dabei treffen sie auf die verschiedensten Widerstände - vordergründig in Dr. Werner Wepfers Computer FREDI, der die Zukunft sogar ausrechnen kann. Auch die Mitbewohner des findigen Wissenschaftlers kämpfen mit Widerständen. Seine Tochter Pia will sich mit der für sie errechneten Zukunft nicht abfinden, ihr Verehrer Herbie tritt auf der Stelle, und auch Esthers esoterische Techniken funktionieren nicht reibungslos. Was aber bleibt, wenn der Fortschritt mit solchen Widerständen zu kämpfen hat? Menschen, die auch in Zukunft mit all ihren Stärken und Schwächen, mit ihren Sehnsüchten, Plänen, Träumen und Widerständen dieselben sein werden wie heute.

Das ist bei der Cheernagel-Büüni zwar nichts Neues, aber selten hat es so gut gepasst wie dieses Jahr.

Üblicherweise stellen wir zuerst mal fest, wer alles mitspielen will, suchen dann Stücke mit der richtigen Anzahl Rollen, verteilen diese in einem ausgeklügelten Prozess auf die Spielwilligen und beginnen anschliessend zu proben. So auch diesmal.

An der Stückwahlsitzung entschieden wir uns für eine Komödie, in der es um einen Computer ging, und da es sich um ein englisches Stück handelte, fällten wir den Entscheid aufgrund der Zusammenfassung von Andreas und entschieden uns für den Titel "Churzschluss".

Das war dann offenbar eine Kurzschlusshandlung und damit begannen die Widerstände.

Als nämlich die Übersetzung vorlag, gab's lange Gesichter: der Schluss war zu wenig aufregend, das Stück zu zähflüssig. Wir setzten uns also zu einer Krisensitzung zusammen und beschlossen (wie es sich für die Cheernagel-Büüni gehört) nun nicht einfach den Weg des geringsten Widerstandes zu gehen und das zweitplatzierte Stück in Angriff zu nehmen. Stattdessen begannen wir, Ideen und Wünsche zu entwickeln, wie wir's denn gerne hätten, und genau zu beschreiben, was an der Vorlage noch gut und was eher schwach sei. Die Ideen zeichneten sich vor allem durch einen beachtlichen Mangel an Verantwortungsgefühl aus: Wer eine hatte, warf sie in die Runde, ohne sich Gedanken darüber zu machen, wie sie zu den Figuren oder zum Stück passen könnte.

Und am Ende begann die Gruppe mit einer Strichfassung des ersten Aktes zu proben, währenddem Andreas die Bruch- und Versatzstücke des Originals, die Ideen und Wünsche aus der Krisensitzung sowie ein gerüttelt Mass an Verzweiflung mit nach Hause nahm, abends mit ihnen einschlieft, am Morgen mit ihnen aufwachte und so lange an ihnen herumstudierte, bis ihm Werner Wepfer, der Wissenschaftler aus dem Stück, der dasselbe mit seinem Computer gemacht hat, wie ein Zwillingenbruder vorkam.

Unterdessen ist nun das Stück fertig, und die üblichen Widerstände bei der Suche nach einem Probelokal, der technischen Verwirklichung von Bühnen-Effekten, der Bewältigung der alljährlichen Grippewelle während der Proben und so weiter entlocken uns nur noch ein müdes Lächeln.

Die grössten Widerstände, das weiss man nun, sind die, die wir uns selber in den Weg legen. Und die haben wir gemeistert

Der Computer, den Dr. Werner Wepfer entwickelt hat, enthält ausser Drähten, Schaltungen und Lämpchen sicher auch einige tausend Widerstände. Das hätte dem Wissenschaftler eine Warnung sein sollen, denn nach und nach wächst auch rundherum der Widerstand gegen seine Erfindung, die - wie er stolz verkündet - in der Lage ist, die Zukunft zu berechnen.

Dass seine Haushälterin Frau Brütsch den Computer unnatürlich, und dass seine Schwester Esther Horoskope zuverlässiger findet, schmerzt ihn zwar nicht besonders, dass aber seine Tochter Pia sich nicht damit abfinden will, einen rothaarigen, brillentragenden Assistenten zum Mann zu kriegen, gibt ihm schon etwas mehr zu denken.

Und genau genommen hätte FREDI, wie der Computer liebevoll genannt wird, auch davor warnen können, dass Werners Frau Annemarie ihren chaotischen Bruder und Esther einen hilflosen Esoteriker einladen würden. Dass Herbie auch ohne Einladung bei Pia aufkreuzt und Sharon zwar eingeladen, aber nicht erwartet worden ist, macht die Sache auch nicht viel klarer. Gut, dass wenigstens Frau Brütsch für Ordnung sorgt.

Die zweite Uraufführung gehört voll und ganz in die Sparte der anspruchslosen Unterhaltung. Andreas Fischer hat in seiner Farce «Widerstand» eine Unmenge von Überraschungen, Verquickungen und Verwechslungen eingebaut. Was sich da alles rund um den digitalen Prognostikator «FredI» im Hause der Familie Wepfer abspielt, löst im Saal Lachsalve um Lachsalve aus. Mehr erreicht das Stück nicht. Mit einem gewaltigen technischen Aufwand hat die Cheernagel-Büüni aus Bachenbülach eine bunte Inszenierung zustande gebracht. Der Dorftheater-Klamauk hielt sich noch in Grenzen. Es standen versierte Leute auf der Bühne, die den Personen das richtige Profil gaben und das forsche Tempo während fast zweier Stunden durchzuhalten vermochten.

Die Frau von früher

Frank (verführbarer Feigling:) und Claudia sitzen auf gepackten Koffern. Der Mittvierziger will in Übersee eine neue Stelle annehmen und seine Frau geht selbstverständlich mit. Da hat es ihr 19jähriger Sohn Andi (kaum erwachsen und doch kein Träumer mehr:) schon erheblich schwerer, sich für die neuen Horizonte zu entscheiden. Denn er muss Tina (erfrischend gegenwärtig:), seine erste grosse Liebe, in der alten Welt zurücklassen.

Plötzlich steht eine Frau in kurzem Mantel vor der Tür, Romy Voigtländer (psychisch gestörte Verführerin:). 24 Jahre ist es her, da war sie für einen Sommer Franks erste grosse Liebe – lange bevor sich Claudia und Frank kennenlernten, heirateten und eine Familie gründeten.

Romy weiss was sie will: „Er und ich“, sagt sie zu Claudia, als wäre es die grösste Selbstverständlichkeit, „wir waren ein Paar, damals, und wir sind es noch heute.“ Die verdutzte Gattin knallt ihrem Mann eine – und die Tür vor Romys Nase zu.

Rückblende, zehn Minuten früher. Romys erster Kontakt mit Frank über die Gegensprechanlage des Hauses, dann steht sie in der Tür – und die Handlung setzt sich fort bis zum Knalleffekt der ersten Szene.

Schauplatzwechsel. Und erneute Rückblende. Tina zieht Bilanz („Er ist mein Freund, mein erster Freund. Ich will nicht, dass er wegzieht“) und sieht eine Frau im Regenmantel, die am Haus von Andis Eltern klingelt...

„Liebe und Vernunft schliessen einander aus. Und deshalb trägt die Liebe die Tragödie in sich, immer: die Tragödie des Verrats, der Entfremdung, der Enttäuschung. Die Liebe ist der Aufbruch; das Arrangement der vorgezogene Endpunkt. Die Tragödie beginnt, wo der Zweifel anfängt.“ Roland Schimmelpfennig, 1967 in Göttingen geboren, gehört mit seinen Stücken wie „Vor langer Zeit im Mai“ (1996), „MEZ“ (1997), „Die Arabische Nacht“ (1999), „Push Up“ (2001) und „Vorher/Nachher“ (2002) zu den erfolgreichsten zeitgenössischen Dramatikern des deutschsprachigen Theaters.

Das perfektionierte Spiel auf der Zeitachse, das stets mit Wiederholungen verbunden ist, das ständiges Verschränken der Spielebenen, die vor- und zurückspringende Handlung eingebauten Irritationen. Warum etwa werfen Andi und Tina Steine auf die an der Tür seines Elternhauses abgewiesene fremde Frau? Roland Schimmelpfennigs spannende Dramaturgie steckt voller Überraschungen und lässt viele Fragen offen.

Andi, der mit Tina soeben die letzte gemeinsame Nacht verbracht hat, zwei verlorene Kinder, die ihren Schmerz in Graffiti-Zeichen ausdrücken, trägt die ohnmächtige Romy in die Wohnung. Die beiden kommen sich näher: der Sohn erinnert die Fremde an den Vater vor mehr als zwanzig Jahren, an dessen Unbedingtheit der Gefühle.

Und so wandelt sich das zunächst boulevardeske Vexierspiel zu einer Tragödie geradezu antiken Ausmasses. Schimmelpfennig: „Der Krieg, den Romy gegen die Gegenwart, aber auch gegen eine verlorene Vergangenheit führt, ist ab einem bestimmten Zeitpunkt eher eine Form von unbesiegbarer Guerilla.“

Romy erstickt Andi, das Ebenbild ihrer Vorstellung seines Vaters in jungen Jahren, mit einer Plastiktüte. Und Frank gesteht (sich selbst), dass es wohl besser gewesen wäre, er hätte Claudia nicht geheiratet, wäre nicht Vater geworden. Bei Romy wird er ganz weich, ja er beginnt sogar, was er volle 19 Ehejahre nicht gemacht hat, wieder Musik zu machen.

Am Ende wird Claudia das Opfer eines Brandanschlages (auch das ganz nach griechischem Tragödien-Vorbild: ein Geschenk explodiert) ihrer spurlos verschwundenen Rivalin und, wie es scheint, kommt auch Frank nicht mehr aus der Wohnung heraus...

Die 70minütige Inszenierung des ist so spannend wie der allerdings viel zu psychologisch grundierte Horrorthriller Schimmelpfennigs, der allzu deutlich Parallelen zur antiken Tragödie „Medea“ aufweist. Und damit die eigentlich banale Story in Sphären hebt, der sie nicht gewachsen ist.

„Die Frau von früher“ kann einen Regisseur leicht zur boulevardesken Groteske verleiten, die man schnell und grell abspult. Nicht so Regisseur Hungerbühler Bei ihm liegt von Anfang an eine bedrohliche Spannung in der Luft, ein existentielles Vibrieren und Knistern, das sich in zunehmender Aggressivität und blutiger Härte Bahn bricht. Hungerbühler inszeniert nicht die bürgerliche Dielen-Komödie, sondern den Flurschaden, Lähmungen inklusive. Er braucht dafür mehr Zeit als andere Regisseure, weil er das Stück extrem rhythmisiert, anschwellen und abschwellen lässt – mit Keuchen, Wiederholungen, Pausen, mit Zäsuren und energetischen Schüben, in denen die Schauspieler plötzlich hektisch alle Kartons von den Bühne fegen. Solche Momente setzen einen ungeheueren Energie frei. Schön, wie Claudia die ganze traurige Alltäglichkeit einer angstvoll an ihrem abgewohnten Glück festhaltenden Ehefrau erspielt."